

Barbara Sternthal

**JURISTEN
ALS SCHRIFTSTELLER**

PORTRÄTS
DICTENDER RECHTSGELEHRTER

Mit einem Geleitwort
von
Karl Korinek
Präsident
des Österreichischen Verfassungsgerichtshofs



ÖSTERREICHISCHE VERLAGSGESELLSCHAFT

Alle Rechte, insbesondere das Recht der Vervielfältigung und Verbreitung sowie der Übersetzung, vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotokopie, Mikrofilm oder ein anderes Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme gespeichert, verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

ISBN 10: 3-7067-0043-3
ISBN 13: 978-3-7067-0043-6

© 2006 Österreichische Verlagsgesellschaft C. & E. Dworak GmbH
Ein Unternehmen der MANZ-Gruppe
1014 Wien, Kohlmarkt 16
Tel.: +43 (0)1 53161-0
E-Mail: verlag@verlagsgesellschaft.at
Internet: <http://www.verlagsgesellschaft.at>

Umschlaggestaltung: Mag. Veronika Molden, undercover, 1030 Wien
Gestaltung und Satz: Zehetner Ges. m. b. H., 2105 Oberrohrbach

INHALTSVERZEICHNIS

Geleitwort Karl Korinek, Präsident des Österreichischen Verfassungsgerichtshofs	5
MICHEL DE MONTAIGNE <i>»Das Meisterstück eines Menschen, auf das er besonders stolz sein kann, ist, sinnvoll zu leben; alles übrige, wie regieren, Schätze sammeln, Bauten errichten, sind Nebensachen.«</i>	7
TORQUATO TASSO <i>»Frei will ich sein im Denken und im Dichten! / Im Handeln schränkt die Welt genug uns ein.«</i>	13
JOHANN WOLFGANG VON GOETHE <i>»Das Bedürfnis meiner Natur zwingt mich zu einer vermannigfaltigten Tätigkeit, und ich würde in dem geringsten Dorfe und auf einer wüsten Insel ebenso betriebsam sein müssen, um nur zu leben ...«</i>	19
E. T. A. Hoffmann <i>»Die Wochentage bin ich Jurist und höchstens etwas Musiker, Sonntags am Tage wird gezeichnet und Abends bin ich ein sehr witziger Autor bis in die späte Nacht.«</i>	31
JACOB UND WILHELM GRIMM <i>»In den alten Zeiten, wo das Wünschen noch geholfen hat ...«</i>	37
FRANZ GRILLPARZER <i>»Der Despotismus hat mein Leben, wenigstens mein literarisches, zerstört, ich werde daher wohl Sinn für die Freiheit haben.«</i>	49
	3

HEINRICH HEINE	
<i>»... obwohl, unter uns gesagt, die Jurisprudenz gerade diejenige unter allen Wissenschaften ist, von welcher ich am wenigsten weiß.«</i>	57
JULES VERNE	
<i>»Ich habe nie etwas erfunden, ausgenommen die Kunst, bei möglichst vielen Lesern Interesse für wissenschaftliche Dinge zu wecken, von denen sie ohne mich nicht die leiseste Ahnung hätten.«</i>	65
ROBERT LOUIS STEVENSON	
<i>»Die Bestimmung unseres Lebens ist nicht der Erfolg, sondern heroisches Versagen.«</i>	71
FRANZ KAFKA	
<i>»In mir kann ganz gut eine Konzentration auf das Schreiben hin erkannt werden.«</i>	77
KURT TUCHOLSKY	
<i>»Der Mensch gönnt seiner Gattung nichts, daher hat er die Gesetze erfunden. Er darf nicht, also sollen die anderen auch nicht.«</i>	87
ALBERT DRACH	
<i>»Ich bediene mich eines Stils, in dem das Leben gegen den Menschen schreibt.«</i>	95
MARGUERITE DURAS	
<i>»Es geht nicht darum, etwas zu erreichen, es geht darum, aus dem Bestehenden auszubrechen.«</i>	101
LOUIS BEGLEY	
<i>»Der Anwaltsberuf entspricht einem Charakterzug, der tief in mir liegt: Ich bin lieber Champion der Interessen anderer als meiner eigenen.«</i>	107
Nachwort: Von Rechtsgelehrten und Dichtern	113

GELEITWORT

Das Thema dieses Buches sind Menschen, die sowohl juristische als auch literarische Texte – oder sollte man nicht besser sagen: sowohl literarische als auch juristische Texte verfasst haben. Bei manchen löste eines das andere ab, andere wiederum lebten und schrieben in beiden Welten parallel. Die Autorin zeigt, dass es in der Tat Bezüge gibt zwischen den verschiedenen Formen, in denen sich die Autoren artikuliert haben. Diese Bezüge sind aber keineswegs gleichartig – die Stile, derer sich die Autoren bedienen, sind »naturgemäß« je und je verschieden, und auch die Unterschiedlichkeiten bei den juristischen Arbeiten einerseits und den literarischen Kompositionen andererseits könnten größer kaum sein. Dennoch fallen zwei typische Bezüge in verschiedener Richtung auf:

Zum einen ist für viele die Arbeit als Jurist von Einfluss auf den Gegenstand der literarischen Behandlung – nicht immer so deutlich wie bei Franz Kafka, aber doch oft erkennbar. Mein – vielleicht oberflächlicher, aber das kann durch die genauere Lektüre der einzelnen Kapitel dieses Buches ja falsifiziert werden – Eindruck ist, dass sich die juristische Profession häufig mehr oder minder deutlich auf die Auswahl der Lebenssachverhalte auswirkt, die die Autoren für ihre Erzählungen und Reflexionen, Beschreibungen und Dichtungen treffen.

Zum anderen liegt mir daran, auf folgenden Zusammenhang hinzuweisen: Ich habe in meinem juristischen Leben die Erfahrung gemacht, dass der Umgang mit der Sprache, wie ihn der Dichter pflegt und vom Leser erwartet, der Qualität rechtlicher Texte gut tut; Sprachbeherrschung, Souveränität in der Wahl der Worte, die für Gesetzestexte, Verträge oder Urteile verwendet werden, und Überlegungen beim Zusammenfügen der Worte zu sinnvollen Sollensanordnungen –

von Nomopoetik hat Adolf Merkl einmal gesprochen – machen einen Gutteil der Qualität des Rechts aus. Ich habe einmal einem jungen Mann, der Jus studierte, geraten, in einem nicht so dichten Semester germanistische Vorlesungen und Seminare zu besuchen; er hat es getan und sich mit der Literatur der Jahrhundertwende (vom 19. zum 20. Jahrhundert) beschäftigt. Das Ergebnis war beeindruckend: Die Freude an den literarischen Texten wurde entdeckt und entwickelt und die Qualität des Ausdrucks beim Verfassen von Rechtstexten stieg deutlich.

Lassen wir uns also ein darauf, Juristen näher kennen zu lernen, die als Literaten gewirkt haben – es wird interessant sein und möglicherweise auch Gewinn bringen.

Univ.-Prof. Dr. Karl Korinek
Präsident des Verfassungsgerichtshofs

*»Das Meisterstück eines Menschen,
auf das er besonders stolz sein kann, ist,
sinnvoll zu leben; alles übrige, wie regieren,
Schätze sammeln, Bauten errichten, sind Nebensachen.«*

MICHEL DE MONTAIGNE

LETZTEN ENDES ist jeder Schriftsteller in Wahrheit Philosoph. Gleich, welchem Genre er sich widmet, ob er ein Sonett, ein Theaterstück oder einen Roman schreibt: Er tut nichts anderes, als seine eigene Welt-sicht zu beschreiben, zu überprüfen, zu korrigieren und wieder zu beschreiben. Schriftstellerische Werke sind eine Art der Selbsterkundung, und seien sie noch so weit von jeder autobiografischen Tendenz entfernt – ja selbst und gerade dann, wenn sie sich des Vehikels der Fiktion bedienen.

Wenn sich nun aber ein Mensch hinsetzt und mit seinem Werk unwillkürlich eine völlig neue Literaturgattung schafft, dabei aber ganz ohne Fiktion auskommt, bildet er in diesem Buch über dichtende Rechtsgelehrte einen Grenzfall: ganz Philosoph, jedoch kein Dichter – aber ganz sicher ein großer Schriftsteller.

Am Anfang der Geschichte steht ein Schloss in einer der zweifellos schönsten und kulinarischsten Landschaften Europas: Das Lehen, das der Kaufmann Ramon Eyquem im Jahr 1477 erwarb, liegt zwischen der Dordogne und der Garonne, zwischen Bordeaux, St. Emilion und Bergerac* in der südwestfranzösischen Aquitaine: Château Montaigne, von dessen ursprünglichem Bau lediglich der berühmte Bibliotheksturm bestehen blieb, liegt im Périgord Pourpre, aus dem ein paar der wahrscheinlich besten Rotweine dieser Welt stammen.

* Cyrano de Bergerac stammte von einem nordfranzösischen Landgut gleichen Namens ab.

Pierre Eyquem, der Enkel Ramons, gab die Geschäfte, die er als einziger männlicher Nachkomme geerbt hatte, auf, schloss sich dem französischen König Franz I. auf dessen italienischen Feldzügen an, heiratete nach seiner Rückkehr Antoinette de Louppes de Villanueva, Nachfahrin einer von den Reyes Católicos vertriebenen jüdisch-iberischen Familie, und lebte mit ihr auf Château Montaigne. Nach zwei Töchtern kam hier am 28. Februar 1533 Michel Eyquem de Montaigne zur Welt.

Die pädagogischen Ansichten des Vaters wirken auf heutige Leser einigermaßen rau: Unmittelbar nach der Geburt gab er den kleinen Michel auf einen Bauernhof im nahen Papessus. Dort blieb Montaigne während seiner ersten beiden Lebensjahre, bis seine intellektuelle Erziehung begann. Und weil Pierre als Waffengefährte Franz I. auf seinen Zügen durch Italien ein Faible für die Renaissance entwickelt hatte und also das Lateinische für die einzige bedeutende Sprache hielt, bekam Michel einen deutschen Lehrer, den Arzt Horstanus, der kein Wort französisch, dafür aber perfektes Latein sprach. Das extravagante Erziehungsexperiment des Vaters hatte folgendes Ziel: Einerseits sollte sein Sohn eine robuste Physis und gleichzeitig eine vitale Bindung zur einfachen Landbevölkerung entwickeln, andererseits eine den Idealen des Humanismus gemäße Bildung erhalten. Wie diese Erziehung vonstatten ging, passt eher ins zwanzigste denn ins sechzehnte Jahrhundert: »Ohne Kunst, ohne Buch, ohne Grammatik und Regel, ohne Ruten und Tränen« lernte Michel Latein und Griechisch auf spielerische Art. Und um seiner Seele kein unnötiges Leid zuzufügen, wurde das Kind in der Früh nicht einfach geweckt, sondern mit dem sanften Klang eines Instruments aus dem Schlaf ins Wachsein geleitet. »Ich verwerfe allen Zwang in der Erziehung einer weichen Seele ... Es liegt etwas Knechtisches in Strenge und Zwang«, wird Montaigne drei

Jahrzehnte später in seinen *Essais* über die Kindserziehung schreiben.

An seine Schulzeit von 1539 bis 1546 im Collège de Guyenne in Bordeaux erinnerte sich Montaigne nur sehr ungerne, über seine Studium der Rechte von 1546 bis 1554, das er zuerst in Bordeaux, dann in Toulouse absolvierte, gab er schlicht überhaupt keine Auskünfte. Im Jahr seines Studienabschlusses, Montaigne ist gerade einundzwanzig Jahre alt, wurde sein Vater zum Bürgermeister von Bordeaux gewählt, ein Amt, dank dessen Befugnissen er gleich auch seinen Sohn versorgen kann: Pierre Eyquem kaufte Michel den Stuhl eines Ratsherrn am Steuergerichtshof in Périgueux, das dieser drei Jahre innehatte, bevor er 1557 Parlamentsrat in Bordeaux wurde.

Die nun folgenden Jahre waren geprägt von der Begegnung Montaignes mit Étienne de La Boétie, Parlamentsrat in Bordeaux wie Montaigne und gute zwei Jahre älter. De La Boétie war bereits mit der geradezu utopischen Schrift *Von der freiwilligen Knechtschaft* (später: *Contr'un – Gegen einen*) an die Öffentlichkeit getreten, in der er – als eine Art Gegenentwurf zu Machiavellis *Principe* – eine Gesellschaft der demokratischen Gleichheit forderte. Die Freundschaft der beiden war nicht nur überaus eng und geprägt von einem beständigen intensiven Gedankenaustausch, sie überdauerte auch den frühen Tod La Boéties. Nach seinem Essay *Von der Freundschaft* ließ Montaigne neunundzwanzig Sonette La Boéties drucken. Im Gegensatz dazu hielt er die politischen Schriften seines Freundes nach dessen Tod 1563 zurück, mit der Begründung, sie könnten von den Hugenotten als Waffen missbraucht werden.

Seine ersten literarischen Versuche unternahm Montaigne unter dem Eindruck des Todes seines Vaters im Jahr 1568, der sich von seinem Sohn ausdrücklich die Übersetzung der *Theologia naturalis*, eines Werks des

katalanischen Theologen Raimundus Sebundus, gewünscht hatte. Gleichzeitig brachte ihm das Erbe des Vaters jene Freiheit, die er sich längst gewünscht hatte. Michel de Montaigne, nun Herr des Châteaus, verkaufte 1570 sein Amt, reiste nach Paris, um einige Schriften La Boéties herauszugeben, kehrte 1571 zurück – und zog sich für neun Jahre in den Turm seines Schlosses zurück. Um sich haben wollte er nichts als seine Bücher (von denen ein wesentlicher Teil aus dem Erbe La Boéties stammte). Nicht einmal seine Frau – er war 1565 eine Vernunftehe eingegangen, verstand sich mit seiner Frau auf einer Art freundschaftlichen Basis aber sehr gut – und seine Töchter wollte er vorerst sehen.

Der Grund für diesen in Etappen erfolgten Rückzug war Montaignes Wunsch nach ungestörter Selbstreflexion, nach geistiger Unabhängigkeit in dieser Epoche der Lagerbildung (es war die Zeit der französischen Religionskriege) – und wohl auch Enttäuschung über die »Torheit der Regierenden«, die, anstatt die Konflikte zwischen den Hugenotten und den Katholiken zu lösen, offensichtlich auf einen blutigen Bürgerkrieg zusteuernten. Einzelgängerisch und frei von den Impulsen seiner Zeit wollte er sich der Selbsterkundung widmen, sich »an nichts binden« als an die eigene Person.

Was aus dieser Geisteshaltung entstand, war eine völlig neue Literaturform: der Essay als Resultat sich immer weiter entwickelnder Erkenntnisse; als offene literarische Form, in der nicht endgültige ethische Normen fixiert werden, sondern eine Analyse der jeweils gegenwärtigen Fakten betrieben werden sollte. Montaigne legte Wert darauf, dass er »keine Lebensart« habe, die »nicht mit den Lebensumständen geschwankt« hätte: »Ich lehre nicht, ich berichte.«

Zur Gänze war der Rückzug nicht durchführbar: Montaigne schrieb den ersten Band im Wesentlichen zwischen 1572 – es ist das Jahr der Bartholomäusnacht – und 1573 nieder, 1577 bis 1580 entstand das zweite